

Jean Baptiste Poquelin genannt Molière

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 13

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636509>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

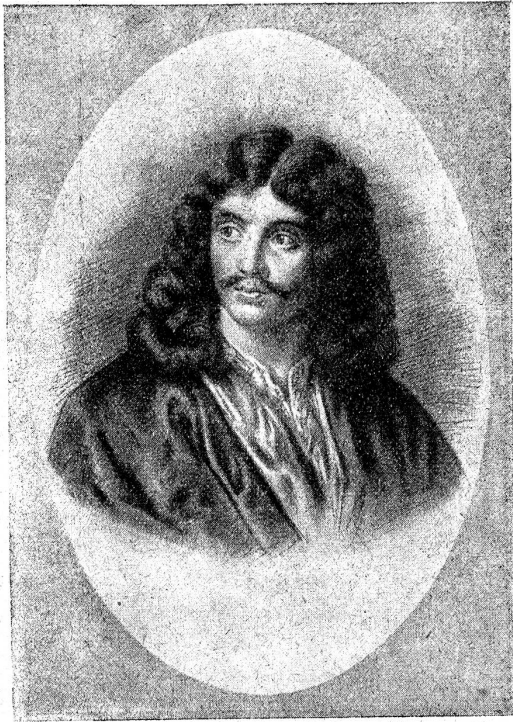
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

recht in die Augen fallend. Was geht uns denn diese armselige Erde an? fragen die Beschauer. Aber laß sie nur reden. Dann ein rissiger, knorriger, krüppeliger Stamm,



J. B. Poquelin (Molière).

dem man anmerkt, daß ihm das Wachsen schwer gefallen ist. Alt darf er aussehen, dürr, dem Brennholz gleich, das nur noch wert ist, aufs Feuer geworfen zu werden. Und auch dieser Stamm wieder recht aufdringlich in Form und Farbe. Du lieber Himmel, ist denn dieser Maler verrückt, daß er aus einem solchen unnützen Baume so viel Wesens macht? sagen die Beschauer und wollen schon weiter gehen, zu einem Bilde, wo ihnen ein junges Mädchen entgegenlacht. Das ist doch wahrhaftig malenswerter als so ein alter Baum. Aber sie gucken doch noch einmal nach den Ästen und Zweigen aus — und da, zu oberst, kaum sichtbar vor der Luft und dem Himmelslicht, das mit ihnen fast gleiche Farbe gemeinsam hat: die Blüten. Was für herrliche Blüten! All das Verheißende, Siegreiche einer Blüte ist ihnen gegeben. Je länger man die Blicke dem alten Stamme nach auf die Erde hinuntergleiten läßt und wieder hinauf, desto schöner und bedeutungsvoller und schimmernder wie mit glänzenden Heiligenscheinen werden die Blüten. Daß so steinige Erde, solch' alter, halb verdorrter Stamm noch solches vermag! Und die jungen Beschauer freuen sich dessen, denn das Bild ist ihnen eine tröstliche Verheißung, und die alten spüren auf einmal wieder Lust, noch etwas Großes und Schönes zu tun, ehe sie sterben, denn sollten sie schlechter und geringer sein als ein alter Apfelbaum? Und von dem Tage an webt ein seltsames Leben in der Stadt. Man erkennt ja die Leute gar nicht wieder, sagte einer, der nach vierzehntägiger Geschäftsreise nach Basel zurückkommt. Auf einmal begeistern sich Tausende für die Verwirklichung produktiver Ideen, die bis

dahin bloß das geliebte und märtyrerhaft verteidigte Eigentum Weniger gewesen sind. Und der Millionär da, wie heißt er gerade, der sonst immer um zwölf Uhr in seinem schon etwas schäbigen braunen Ueberrock um die Handelsbank biegt? — Ja, eben der, ich weiß, wen Sie meinen, sein Name will mir zwar gerade auch nicht einfallen. — Der hat also wirklich schon zu Lebzeiten zwei Millionen verschenkt zur Verschönerung der Stadt? — Ja! — Und seine Kinder haben nicht protestiert? — Im Gegenteil, sie sind stolz darauf. — Ja, warum denn? — Weil ein neues Bild ausgestellt ist, „Blühender Apfelbaum“ heißt's, das steigt den Leuten in den Kopf wie sonst nur der Wein. — Wirklich? — Ja, sehen Sie sich's nur an, ich will wetten, es geht Ihnen wie mir. Ich hab' meinem Sohn auf einmal erlaubt, Musiker zu werden. Es soll blühen, blühen. (Fortsetzung folgt.)

Jean Baptiste Poquelin genannt Molière.

Es gab eine Zeit, da die Schweiz, vorab die „Republik Bern“, mit der französischen Kultur enger verbunden war als heute. Gerade vor 300 Jahren, als der berühmteste Komödiendichter Frankreichs das Licht der Welt erblickte, gingen diese Beziehungen mit Frankreich — zunächst rein politische — an. Und um die Zeit, da Molière dem Sonnenkönig seine Charakterkomödien vorspielte, wimmelte es in Frankreich von Roten Schweizern. Manah ein junger Berner Offizier mag im Hotel de Bourgogne oder im Petit Bourbon oder auch im Theateraal des Palais Royal sich am „Bourgeois gentilhomme“ oder seinem „Tartuffe“ ergötzt, vielleicht gar den Dichter selbst als Darsteller seiner Helden auf der Bühne gesehen haben. Sie brachten die Bewunderung für französische Eleganz und französischen Wit mit nach Hause. Französische Schauspieltruppen waren in Bern gern gesehen, und im Ballenhaus des Fischer von Reichenbach und im späteren Hotel de Musique (altes Theater) mögen des öfters von den Brettern herunter Molièresche Gestalten die Berner haute société unterhalten haben. Die Zeiten, da allein die französische Sprache in der bessern Gesellschaft in Bern Geltung hatte, sind vorbei. Doch sind vielleicht aus jener Literaturepoche Frankreichs, die man die klassische nennt, gerade die Molièreschen Komödien das Kulturgut, das bis in unsere Zeit und in unser Sprachgebiet hinein seine Wirkung behalten hat. Wenn für uns Gegenwartsmenschen die kühlen antiken Tragödien Racines oder gar die pathetischen Verse Corneilles auf der Bühne undenkbar sind, so können wir Molières witzige Verspottungen des Heuchlertums, der Grämlichkeit, der Frauengelehrsamkeit, der Geizigkeit, der Breiziosität, des Gedentums, der Einbildungen aller Art auch heute noch genießen, auch wenn wir das historisch Bedingte davon in Abzug bringen. Das macht, weil in seinen Stücken das frische Leben des Alltags, das Leben von Fleisch und Blut mitspricht, nicht nur die Konvention und die Kunstregel. So sind seine Bühnengestalten für uns die Vertreter all der großen und kleinen Menschlichkeiten und Schwächen, an denen auch wir noch krank; nur daß diese Gestalten in Verüden und Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen eingegeben und uns so, indem sie in eine kulturhistorische Perspektive entrückt erscheinen, nicht zu nahe treten.

Molières Leben entbehrt nicht des Merkwürdigen und darum Merkwürdigen.

Jean Baptiste Poquelin — Molière ist der Schauspielersname — ist in Paris als der Sohn eines königlichen Zimmertapeziers geboren worden — wahrscheinlich 1622 im Januar. In der väterlichen Butike sollte er den Tapeziererberuf erlernen, nachdem er in einer Jesuitenanstalt und auf

der Universität zu Orleans auch eine ordentliche geistige Ausbildung genossen hatte. Aber schon den 17-Jährigen verlodte der Teaterteufel in der Person der schönen Madeleine Béjart. Mit ihr und einigen andern Schauspielern gründete er, der väterlichen Zucht und Lehre entlaufen, das „Mistère Theater“, das aber schnell genug verfrachtete. Die bei diesem Unternehmen gemachten Schulden büßte er im Schuldenturm ab. Aber seine Begeisterung für die Muse Thalia ward dadurch nicht vermindert. Er schloß sich sofort wieder einer Schauspieltruppe an und durchzog mit ihr Frankreich, von Hauptort zu Hauptort, wo die Tagungen der Generalsstände jeweilen mit Schauspielaufführungen vergnüglich beendet wurden. Auf diesen Wanderungen lernte Molière das Leben kennen und errang dabei den scharfen Blick für alles Menschliche. Als Direktor der Truppe kehrte er nach Paris zurück. Ein hoher Gönner, Prinz Conti, führte ihn am Hofe Ludwigs XIV. ein. Seine Truppe durfte im Theatersaal des alten Louvre zum ersten Mal vor dem „Roi soleil“ spielen. Er hatte vollen Erfolg, obgleich er dem König nie fade Schmeicheleien bot, wie dieser sie liebte.

Die Truppe verfügte über ein Repertoire, das Molière zu einem schönen Teile selbst verfaßt hatte. Ueber die damals beliebten italienischen Stücke hinaus bot er selbständige Stoffe, die dem Gegenwartsleben entnommen waren und zwar oft aus allernächster Nähe des Königs. Wenn er die *Précieuses ridicules*, die männlichen und weiblichen Beschweltern, die Gecken und Pfaffen und Muder verspottete, so fühlten sich mehr als einmal einflußreiche Hofleute getroffen, die ihm mit Intriguen und Verfolgung vergalt; viele seiner besten Stücke wurden verboten und nur deshalb wieder freigegeben, weil die öffentliche Meinung es verlangte.

Molières Erfolg war auch bei den Zeitgenossen ein außergewöhnlich großer. Doch bis zu seinem Tod, ja bis über den Tod hinaus verfolgten ihn seine Feinde. Als er 1673 starb, versagte ihm die Kirche ein christliches Begräbniß. Erst nach langem Bitten gab der Erzbischof von Paris seiner Witwe die Erlaubnis zur nächtlichen Bestattung des Leichnams auf dem Friedhof von St. Joseph.

Gustavs Heimkehr.

Nach dem Leben erzählt. Von Jenny Rixhaupt.

Die junge Frau Martha Singer hatte zum zweiten Male wieder geheiratet, und auf Wunsch ihres zweiten Mannes hatte sie ihre beiden Kinder fortgegeben. Der siebenjährige Ernst war in eine Erziehungsanstalt gekommen, wo er bis zu seiner Konfirmation bleiben sollte, der kleine dreijährige Gustav war zu seiner Großmutter — der Mutter der jungen Frau Dörte — gegeben worden, die in dem kleinen reizvollen Städtchen D.... S. wohnte. Frau Singer hatte sich sehr schwer von ihren Kindern getrennt, besonders von dem kleinen Gustav, der mit zärtlichster Liebe an ihr hing. Er war weich angelegt und mußte sehr unter der frühen Trennung von ihr leiden; — das wußte Martha,



Molière und seine Truppe.

Nach dem Gemälde von Gaston Mélingue.

aber die Liebe zu ihrem zweiten Manne siegte über die Liebe zu ihrem Kinde. —

Obgleich es nun der kleine Gustav bei seiner Großmutter, Frau Pastor verw. Steiner, sehr gut hatte, lebte die Sehnsucht nach der Mutter in seinem kleinen Herzen weiter. Er vergaß weder das kleine, rosenumblühte Haus mit der Geisblattlaube, wo er so viel mit Mutti und dem Bruder gesessen war und gespielt hatte, noch den Bruder, noch die Mutter. Die Mutter, die immer mit ihm gekost, gespielt, gescherzt und gelacht hatte, die ihn mit so weichen Händen gestreichelt und an ihr Herz gedrückt hatte, bis jener große, fremde Mann gekommen war, den Gustav nicht leiden konnte. Es war so lustig bei Mutti gewesen, sie selbst so froh und allzeit wohlgenut, Lachen und Singen hatte das kleine Haus erfüllt, — bei der Großmutter aber lag das Schweigen auf den ernstesten altertümlichen Möbeln, lagerte unter den niedrigen Decken und machte sich selbst im Garten breit, über dem die Einsamkeit schlummerte. Es war die ein wenig schwermütige Ruhe des Heimatbodens alter Leute, die das helle, sorglose Lachen ohne Grund verlernt haben, die durch das Leben ein wenig rau und hart geworden sind. Und kein Bruder war da zum Spielen, kein Mutti zum Märchenerzählen, kein Hund und kein Käzchen wie daheim zum Liebhaben und Mittoßen und Zeitvertreib. Der kleine Gustav verlangte heftig zu seinem Mütterchen zurück. Als dies nichts half, verlegte er sich aufs Bitten, als auch dies erfolglos blieb, wurde er stiller und stiller, er aß nicht, er trank nicht; er schlich trübe umher und ließ das Köpfchen hängen.

„Liebling, Herzenskind,“ sagte die Großmutter in ihrer stillen guten Weise, „was ist dir nur? Sei doch mein kleiner vernünftiger Junge, du kannst jetzt nicht wieder zu Mami, fühlst du denn nicht, wie lieb ich dich habe?“

Ja, das fühlte der kleine Junge wohl, aber er lächelte nur wehmütig, er konnte doch nichts dafür, daß er sich so toll nach Mutti sehnt. Großmutter war eben nicht Mutti, auch wenn sie ihn noch so lieb hatte. Er saß viel still in seinem Winkeln und die besorgte Großmutter schickte schließlich nach dem Arzte.

„Das Kind hat maßloses Heimweh,“ sagte der alte Dr. Richter nach kurzer Untersuchung und einem kurzen Verhör. „Wenn dies noch lange anhält, muß es unbedingt